

NICOLAUS SOMBART

Spaziergänge mit Carl Schmitt

Die Gespräche, von denen ich hier berichten will, fielen in die Zeit nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Ich war Abiturient und dann, nach dem Tode meines Vaters (er starb, während ich im Arbeitsdienst war), Student. Auf Antrag meiner Mutter hatte man meine »Freiwilligenmeldung« für ein Jahr zurückgestellt, eine unerwartete Galgenfrist, geschenkte Zeit. Ich hatte mich an der Technischen Hochschule und an der Humboldtuniversität eingeschrieben und »hörte herum«, ohne richtigen Plan. Für Anfangssemester das einzig Vernünftige! Ich ging in die Vorlesungen von Eduard Spranger, Nicolai Hartmann, Wilhelm Pinder, Ernesto Grassi. Was sie sagten, interessierte mich, betraf mich aber nicht.

Nur bei Carl Schmitt, den ich außerhalb der Universität traf, hatte ich das Gefühl: alles, was er sagt, geht mich unmittelbar an. Auch bei meinem Vater hatte ich dieses Gefühl eigentlich nie. Die Welt, die er für mich repräsentierte und im täglichen Zusammensein durch viele Jahre so eindrücklich zu vermitteln versuchte, blieb für mich doch immer irgendwie unbelebt. Es fehlte jene aufregende Gegenwartsbezogenheit, die aus jedem Satz sprach, den ich aus dem Munde von Carl Schmitt vernahm. Dabei haben wir nie ein Gespräch über politische Tagesereignisse geführt.

Ich hatte damals keine genaue Kenntnis seines bis zu diesem Zeitpunkt entstandenen Werkes als Staatsrechtler und auch nur eine sehr ungenaue Vorstellung von der Rolle, die er in den ersten Jahren des Hitler-Regimes gespielt hatte, kannte nicht *Staat, Bewegung, Volk*, nicht *Der Führer schützt das Recht*, seine Apologie der blutigen Ereignisse des 30. Juni 1934 – der sogenannten Reichsmordnacht –, auch nicht seine Rede über deutschen und jüdischen Geist auf der Tagung des NS-Rechtswahrerbundes. Das alles steckte natürlich dahinter, wenn es hieß, »Carl Schmitt ist ein Nazi«. Das war der Grund dafür, daß meine Eltern einige Jahre mit ihm nichts zu tun haben wollten. Jetzt war Carl Schmitt in das Lager der Regimegegner übergetreten. Was das in concreto bedeutete, wußte ich nicht, wie ja überhaupt diese Gegnerschaft in unseren Kreisen nie eine politische, sondern eine stimmungsmäßig-viszerale war.

Wie auch immer, er war der preußische Staatsrat, Berliner Ordinarius für öffentliches Recht, ein berühmter und berüchtigter Mann. Ich erlebte ihn in der Atmosphäre vertraulicher Privatheit, als einen Menschen, der leidenschaftlich um das Verständnis des überwältigenden Geschehens rang, das unser Volk unaufhaltsam ins Verhängnis trieb – daran bestand auch für ihn kein Zweifel.

Er war der einzige, wenn ich Robakidse einmal beiseite lasse, der Hitler *ernst nahm* – und zwar, auch er, als mythische Größe. Je kleiner wir Hitler machen, um so kleiner machen wir uns selbst, pflegte er zu sagen. Er ist ein Golem. Man muß den kleinen Zettel, der unter seiner Zunge liegt und auf

dem die Chiffre seines Geheimnisses steht, in die Hand bekommen. Dann hat man ihn in seiner Macht. Diesen Zettel, diese Chiffre, wollte er finden. Dann sagte er wieder: »Bei Hitler ist das anders als beim Golem, er hat unter seiner Zunge nicht einen Zettel. Wenn man da sucht, findet man den ganzen Papierkorb des 19. Jahrhunderts!«

Ich war damals um die achtzehn, Carl Schmitt noch keine fünfzig. Ich sah ihn alterslos. Sein kleiner Wuchs störte mich nicht. Ich stand völlig im Bann seiner großen, wunderbar ausdrucksvollen Augen. »Alle Genies sind Zwerge« – das war so einer der Sprüche meines Vaters, was auch heißen sollte, daß er, mit seinen 1,85, eigentlich keines sein konnte. Ludwig XIV., Napoleon, Lord Byron – die einzige Ausnahme: Bismarck!

Es bedarf einer großen Anstrengung, das Wissen, das ich über diesen Mann in vierzig Jahren einer intensiven Beschäftigung – dazu gehörte in den ersten Jahren nach dem Krieg eine herzliche Freundschaft und ein ausgehnter Briefwechsel – gesammelt habe, beiseite zu räumen, um nur denjenigen zu sehen, der mir damals, als ich ein Jüngling war, entgegengetreten ist, und zu versuchen, ihn heute so zu sehen, wie ich ihn damals gesehen habe.

Es wird nicht ganz möglich sein. Ich will mich aber dieser Mühe unterziehen. Sie könnte sich insofern lohnen, als ich, aus der Warte meiner heutigen Kenntnis, der Überzeugung bin, daß diese Jahre wirklich der Scheitelpunkt dieses Lebens nicht nur in einem biographisch chronologischen, sondern in einem schicksalmäßigen Sinne gewesen sind. Es waren die Jahre einer großen Krise, einer intellektuellen und moralischen *midlife-crisis*, wie man heute sagen würde. Die entscheidende Wende in seinem Leben und Denken, das Ende großer Erwartungen, der Einbruch echter Verzweiflung, aber auch die Revision von Irrtümern und Fehleinschätzungen, eine Rückkehr zum Ursprung. Nur wenn man weiß, was in diesen Jahren im Kopf des seltsamen Mannes vorgegangen ist, kann man hoffen, einen Schlüssel zum Verständnis seines für das deutsche Geschichts- und Politikverständnis exemplarischen Œuvres zu finden.

Vom Thielplatz ging es am Dahlemer Waldfriedhof vorbei in den Grunewald, der damals noch ein Kiefernwald war.

Ihn beschäftige jetzt, so fing er das Gespräch zum Beispiel an, das Wort »Raum«. Ob ich mir schon einmal überlegt hätte, was das für ein erstaunliches Wort sei? Der Doppellaut »au«, flankiert von dem »r« und dem »m«? Er machte mit dem Spazierstock eine große Bewegung, als wollte er einen Kreis in die Luft zeichnen. Was mir dazu einfiel? Schaum, Frau, Aue, Blau ... Das ist ja sehr interessant! Er tat so, als hätte er selbst noch nicht daran gedacht. Weißt du, die deutsche Sprache ist da unübertroffen! Mir fiel das französische »espace« ein, lateinisch »spatium«. Ja, das ist etwas ganz anderes – das ist römisch, mediterran. Das »s« – das grenzt einen Bezirk aus. Es ist »separativ«. Mir kam in den Sinn: das südländische Haus mit seinem Patio nach innen gewendet, schirmt den Bewohner gegen die Außenwelt ab. »Raum« ist die offene Fläche unter dem Baum, wo die germanischen Herzöge ihre Man-

nen versammelten. Offenheit, das war es. Aber wie ist es mit dem Wort »Rom«? Rom und Raum, das gehört doch zusammen, das fände ich doch auch? ... und so fort, auf den trockenen Sandwegen, im Schatten der Föhren. Das ging stundenlang. Dann nahm er mich zu einer »Jause« zu sich nach Hause. Frau Schmitt begrüßte uns, die zwei müden Wanderer, und stellte einen Krug jugoslawischen Landweines auf den Tisch, dazu Brot und frische Zwiebeln. Carl Schmitt zeigte mir, wie man die Zwiebeln isst: man muß herzhaft in sie hineinbeißen, ohne sie vorher zu zerschneiden. Der Wein schmeckte nach dem scharfen, süßlichen, den Atem verschlagenden, in die Nase steigenden Wurzelaroma doppelt gut. Dann sagte er zu Frau Schmitt: »Der Nikolaus hat eine geniale Entdeckung gemacht: das ›s‹, das separative ›s‹ in espace und spatium – nun weiß ich erst richtig, was ›Raum‹ ist.«

Jetzt mußte ich noch das Aquarell von Gilles bewundern, das er besonders liebte. Ein Reiter auf einem Esel in einem Positano-Dekor, nicht figurativ, nicht abstrakt, es war schon ein Esel zu erkennen, der da trottete, wenn auch in einer gewissen Aura. Das war der »Raum« des Esels, der dieses Bild zu einer Raummetapher machte, so kommentierte Carl Schmitt. Und wenn nicht in dem Bild, so war in seinen Worten, seiner runden, die Luft wie eine Eselskruppe kosenden Handbewegung, seinem Blick, diese Raumidee als etwas Wesenhaftes, Mythisches, Plastisches spürbar.

Dann durfte ich nach Hause gehen. Aber nicht, ohne daß er mir etwas zu lesen mitgegeben hätte. Er verschwand in seinem Arbeitszimmer. »Da, nimm das mit! Vielleicht kannst du etwas damit anfangen.« Es waren zwei flexible Leinenbände, grün, Dünndruckpapier. *Das Nordlicht* von Däubler. »Da wirst du viel finden! Laß dich nicht irritieren, wenn dir etwas mißfällt. Däubler ist ein großer Strom, der alles mit sich führt: Schlamm, Baumstämme, tote Katzen, aber auch Goldkörner ... Es lohnt sich auf alle Fälle!« Schon im Omnibus begann ich mit der Lektüre.

Immer hatte er etwas Neues, Interessantes. Gestern war es »Die große Parallele« – morgen das »Katechon«. Er war berühmt dafür. Ein Flair für das Außergewöhnliche. Woher hatte er das? Ich habe nie ergründen können, wie er zu seinen Funden kam.

Er sprach oft von der unsichtbaren Macht, die unsere Hand zu den Büchern lenkt, die wir in einem bestimmten Moment brauchen, die uns die Seite aufschlagen läßt, auf der das entscheidende Wort steht. Wenn er einen, wie er meinte, wichtigen Text gefunden hatte, propagierte er ihn in seinem Freundeskreis – ließ Abschriften machen, verschenkte das ganze Buch, wenn nötig, in zahlreichen Exemplaren. Immer mit bedeutungsvollen, anspielungsreichen Widmungen, die Winke, Signale für den Empfänger waren. Er verfügte zu diesem Zweck über einen unerschöpflichen Schatz an außergewöhnlichen, seltenen Zitaten. Immer war mit diesen Zueignungen ein Überraschungseffekt verbunden, der ein »Aha«-Erlebnis auslöste. Das war der typische Carl-Schmitt-Effekt.

Es gibt wohl keinen prominenten deutschen Autor – Gelehrten, Schriftsteller oder Dichter –, von dessen Faszination so einmütig die Rede ist. Wie auch immer man zu ihm steht, ob man ihn bewundert oder verurteilt, immer wird

es heißen, der Mann ist faszinierend. Niemand kann dieser Faszination mehr erlegen sein als ich. Die erste, die mir von dieser Faszination gesprochen hatte, war meine Mutter.

Man kann sich über Carl Schmitt kein Urteil bilden, ohne auf die Frage eine Antwort gefunden zu haben, worauf diese Faszination eigentlich beruht. Es handelt sich um mehr als um ein spezifisches Begabungsbündel, eine Kombination persönlicher Eigenschaften, die den undefinierbaren Charme eines Menschen ausmacht. Er war kein Charmeur. Sein Zauber lag in der Ausstrahlung einer besonderen Art von Geistigkeit, ihrer tief wurzelnden Ambivalenz.

Sein Lebenszuschnitt war der eines deutschen Professors, der ohne Luxus in einem geräumigen Haus wohnt, das mit Büchern vollgestopft ist. Eine dominierende Rolle spielte darin seine Frau, »Frau Schmitt«, wie er sie nannte. Sie nannte ihn »Herr Schmitt«, und die beiden siezten sich, was zu allerhand Witzeleien Anlaß gab. Frau Schmitt war eine imposante Erscheinung, gut einen Kopf größer als er, eine Jugoslawin bäuerlicher Herkunft. Sie trug das schwarze Haar glatt und glänzend um den runden Schädel, zu einem kleinen Dutt zusammengezogen, was ihr großflächiges Gesicht in seiner rundlichen Fülle plastisch zur Geltung brachte; ein immer strahlendes Mondgesicht. An den Schläfen kringelten sich zwei streng stilisierte Locken (was die Franzosen *accroche-cœur* nennen). Sie liebte es, ihren voluminösen Körper in weite, knöchellange Pelerinen zu hüllen und wirkte, wenn sie so dastand, wie eine Statue des Gautama-Buddha. Wenn sie sich in den Straßen bewegte, war sie sehr beeindruckend und zog die Blicke auf sich. Sie nahm mich manchmal in Galerien mit. Ihr Auftritt war immer sensationell, wie der einer Königin. Sie war nicht die erste Frau von Carl Schmitt. Aber auch schon die erste war eine Jugoslawin. Er hatte ihren Namen an den seinen gehängt. Er nannte sich damals, wie man weiß, Schmitt-Dorotić. Das hat nicht sehr lange gedauert und ist eine dunkle Geschichte, über die ich hier nicht sprechen will. Nur soviel sei gesagt, daß »Frau Schmitt« sich, auch in meiner Gegenwart, rühmte, »diese Hochstaplerin, die behauptete, eine Gräfin zu sein«, entlarvt – sie verfügte als Landsmännin über die nötigen Informationen – und »Herrn Schmitt« von ihr befreit zu haben. Die beiden hatten eine Tochter, die sie abgöttisch liebten. Sie hatten ihr den Namen Anima gegeben. »Frau Schmitt« hieß Duschka. So nannten sie alle ihre Freunde, so hieß sie auch bei uns. Duschka bedeutet Seelchen.

Mutter und Tochter, Seelchen und Seele – Anima wird zu meiner Zeit ungefähr zwölf Jahre gewesen sein – behandelten den großen Staatsrechtler, bei allem Respekt, wie mir schien, mit einer gewissen Ironie, als ob sie ihn nicht so ganz ernst nehmen würden. Dieses familiäre Nicht-ganz-ernst-Nehmen kannte ich von zu Hause, obwohl es mir nie im Traum eingefallen wäre, so mit meinem Vater umzuspringen, wie Anima mit dem ihren. Das schien ihn aber gar nicht zu verdrießen, im Gegenteil, er spielte mit, indem er so tat, als ob seine Probleme und Theorien überhaupt nur Themen für Gesellschaftsspiele seien. Da wurde ich dann mit hineingezogen. »Nikolaus und ich haben

uns gerade überlegt, was die beste Definition für ›Elite‹ sei. Was meinst du, Anima?« Anima überlegte. »Elite sind diejenigen, die bei dem höchsten Einkommen die geringsten Steuern zahlen«, schlug er vor. Ich: »Pareto meint, Elite seien die, die bei einer Zehnpunktebewertung ihrer Leistungen die beste Zensur bekommen.« – »Hm, hm, das läßt sich hören, Anima, was sagst du dazu?« – »Das ist ganz einfach«, sagte Anima, »Elite sind wir.« »So, so, du meinst also, wir sind die Elite? Daß du dich mal nicht irrst!«

Das waren so unsere Scherze nach den Spaziergängen, wenn wir beim Wein gemütlich um den Eßtisch saßen. Frau Schmitt stand im Hintergrund und schmunzelte geheimnisvoll.

Ich saß also im Bus und freute mich. Was würde er heute bringen? Ich selber hatte mich »vorbereitet«, gelesen, was er mir mitgegeben hatte, dies und das in Meyers Konversationslexikon nachgeschlagen. (Das gehörte zu den Ratsschlägen meines Vaters: »Wenn du was nicht weißt, schlag im Meyer nach, da findest du alles, zumindest den Hinweis auf das Buch, in dem alles steht.« Auch heute noch steht Meyers Konversationslexikon, in der Ausgabe von 1906 – der, die in der väterlichen Bibliothek war – in meinem Arbeitszimmer, und ich muß sagen, es vergeht fast kein Tag, an dem ich das wilhelminische Kompendium bürgerlicher Bildung nicht benutze.) Ich war vielleicht auch in die Staatsbibliothek gegangen, um irgend etwas nachzuprüfen, einem Titel oder einem Autor, der im letzten Gespräch Erwähnung gefunden hatte, nachzuspüren, mir zum Beispiel *The Pirates' who's who* von Philip Gosse zu holen, den mir Carl Schmitt dringend empfohlen hatte, für den Fall, daß ich Näheres über die Eroberung der Weltmeere erfahren wollte.

Er schrieb gerade, wie sich bald herausstellen sollte, an seinem Büchlein *Land und Meer*, sein schönstes Buch. Nein, ich bin sicher, auch sein wichtigstes Buch, denn es birgt in nuce die Quintessenz seiner im Grunde gnostischen Geschichtsphilosophie. Der Form nach ist es ein romantisches Märchen: »Meiner Tochter Anima erzählt«. Wer die Bedeutung kennt, die Widmungen für Carl Schmitt haben, findet hier einen wichtigen Hinweis. Es markiert den Wendepunkt in seinem Leben. Er verläßt das feste Land und wagt sich hinaus aufs freie Meer. Er kündigt den Vätern den Gehorsam auf und bricht auf in das Reich der Mütter.

Jetzt passionierte er sich (und mich) für das weltgeschichtliche Ereignis der großen »Seenahme«, die *merchant adventurers*, die Walfischfänger, die Flibustier und *buccaneers* und die Freibeuter mit einem Patent der englischen Königin in der Tasche.

Das war etwas Unerhörtes, das mußst du dir einmal vorstellen, die Herausforderung der sich öffnenden Weltozeane! Ein glänzendes Beispiel übrigens für Toynbees »Challenge and Response«. Das hat er von Collingwood, das ist die »Question-Answer-Logik« – auf die Geschichte übertragen. Nur so kannst du Geschichte überhaupt verstehen!

Die Insel England löst sich plötzlich vom Lande ab und wird zu einem Schiff, das auf die Ozeane hinausfährt. »Ein Schiff«, sagte er geheimnisvoll,

»ein Piratenschiff«. Die Insel England und ihre welterobernde Seefahrt bedurfte weder der absoluten Monarchie noch eines stehenden Landheeres, noch eines gesetzlichen Rechtssystems, wie es für das kontinentale Europa zu einer Notwendigkeit wurde. Nachdenklich fügte er hinzu: »Das englische Volk hatte einen Staat einfach nicht nötig und wurde trotzdem Weltmacht ... Das englische Volk, verstehst du, hat sich gegen den Staat entschieden – für das *freie Meer*.« »Wir sind Landtreter, Nikolaus«, sagte er, während wir durch den märkischen Sand im Grunewald stapften, und stieß unwillig mit dem Stock auf. »Wir können gar nicht begreifen, was das heißt: das freie Meer!«

Tja, die englische Weltherrschaft! Das, mein Junge, ist die fundamentale, alles beherrschende Tatsache der modernen Geschichte! – Eine Weltherrschaft, die auf einer maritimen Existenz beruht, die sich vom Lande abgelöst hat und die Ozeane der Welt umfaßt. Das ist dasselbe wie Zivilisation und Menschlichkeit, das ist der Friede und das Völkerrecht selbst. Meer und Menschheit gehören zusammen wie Land und Staat – wie Meer und Freiheit. Deutschland ist nie etwas anderes gewesen als ein mittlerer europäischer Kontinentalstaat. Das ist unser Schicksal, ein Landrattenschicksal! Das Deutsche Reich ist ein Witz gegen das englische Empire. Aber damit hat England aufgehört, zu Europa zu gehören. Seitdem die Königin von England die Kaiserin von Indien ist, ist England eine asiatische Macht. Er blieb stehen, schaute über den See – der Gedanke schien ihn zu begeistern. Dann sah er mich mit großen Augen an, die sagen wollten: »Da staunste!«

Und ich staunte! Carl Schmitt testete an mir seine Formulierungen. Er brauchte solche Testpersonen, um ihre Wirkung zu erproben. Aber so machte Geschichte Spaß. Der Übergang von den Korsaren-Abenteuern meiner Jugendbücher zu den Arkana der Weltgeschichte, von *Tausendundeine Nacht* zum Mythos, vollzog sich mühelos. Das war ein anderer Geschichtsunterricht als der, den ich durch meinen Vater genossen hatte. Dort wurde mir ein solides Gerüst von Fakten vermittelt, Chronologie – hier bekam ich schwindelerregende topographische Gesamtüberblicke. Nicht mein Gedächtnis wurde trainiert, sondern meine Einbildungskraft auf die Probe gestellt. Das war keine Belehrung, nicht die Vermittlung von »Informationen«. Das war »Wissen« anderer Art.

Offenbar gab es, soviel hatte ich schon begriffen, zwei Arten von Wissen und zwei Arten der Erkenntnis. Beide hatten sie ihre Regeln, ihre Methode, ihre Evidenz. Die eine kannte ich durch meinen Vater; die andere, von der mein Vater nichts hielt, war mir durch meine Freunde Robakidse und Bruno Goetz, aber auch durch meinen Mentor Celibidache vertraut. Es handelte sich offensichtlich um zwei völlig verschiedene Mentalitäten, zwei ganz unterschiedliche Denkstrukturen. Die eine operierte mit Begriffen und Fakten, die andere mit Symbolen und Bildern.

In Carl Schmitt war mir nun eine sonderbare Mischform dieser beiden so konträren, wie man denken sollte, völlig inkompatiblen Denktypen begegnet. Er war ein Mann der Wissenschaft, des begrifflichen Denkens – ein Professor

wie mein Vater, dem rationalen, diskursiven Denken verpflichtet, ein Meister des Syllogismus, der logischen Deduktion. Gleichzeitig aber war er auch der schauende Myste, der Epopt, der seine Einsichten nicht in Begriffen faßt und vermittelt, sondern in Symbolen und Bildern. Er beherrschte beide Register.

Er machte perfekte Wissenschaft – Staatstheorie, Verfassungslehre, Völkerrecht, immer mit einem leichten Vorbehalt, was die Positivität betrifft, aber mit einer emphatischen Betonung der »Wissenschaftlichkeit«. Dahinter stand seine Privat-Mythologie. Er maskierte seine Mythologeme mit einem Anschein von Theoriebildung. Seine Begriffe sind immer bildhaft, suggerieren Symbolisches, evozieren Archetypen. Er spielt mit dem Doppelsinn der Worte, die er als Zeichen benutzt, mit denen er aber Emotionen mobilisiert, die aus der Tiefe aufsteigen. Seine berühmten Formulierungen sind nie einfache »Sätze«, sondern Beschwörungsformeln. Wenn er auch nicht gerade von »Dämonen« und »Wesenheiten« sprach, so war doch so etwas im Spiel, wenn er die Mächte beschwor, die die Geschichte bewegen. Mit der griechischen und asiatischen Mythologie hatte er nichts im Sinn. Er bevorzugte die Gedankenfiguren der christlichen Theologie und Gnosis bis hin zu ihren hegelianischen Spätformen. Mit ihrer Hilfe mythologisierte er das ganze 19. Jahrhundert.

»Du willst dich also mit den Juden befassen. Soso!«, sagte er, als ich ihm davon berichtete, daß ich das Referat über jüdische Theaterkritik im Theaterwissenschaftlichen Seminar übernommen hatte. Das klang wie Spott. Na, dann mal los! Viel Vergnügen! Dann drehte er sich mir zu, schaute mit vorgeschobenem Kinn zu mir herauf und sagte zornig: »Weißt du überhaupt, worauf du dich da einläßt?« Ich sah: er war richtig verärgert. Ich wußte es nicht. Von Ruth sagte ich nichts. Er konnte sich gar nicht beruhigen.

»Kennst du das Buch über die Judenfrage von Marx?« Ich kannte es natürlich nicht. »Ich werde es dir geben. Das ist eine Antwort an Bruno Bauer. Ein Linkshegelianer – einer der klügsten Köpfe des 19. Jahrhunderts. Merk dir den Namen! Der hat aus seiner hegelianischen Konzeption der Weltgeschichte richtig erkannt, daß es nicht um Emanzipation, sondern um Säkularisation ging. Aber, bitte schön, ordentlich der Reihe nach! Da kann man nicht so ohne weiteres aus dem Getto in die Neuzeit hereinspazieren. Da mußte man erst einmal die Etappe des Christentums passieren. Du wirst sehen, was Marx darauf erwidert. Marx hat recht behalten! Die Juden haben recht behalten!«

Das war die Frage, die ihn beschäftigte. Es ging darum, wer in der Interpretation der Weltgeschichte das letzte Wort hätte. Darin war auch er ganz Hegelianer. Aber die Frage nach dem letzten Sinn der Weltgeschichte war für ihn keine akademische, sondern eine existentielle Frage – sein Seelenheil hing daran.

Das 19. Jahrhundert war für ihn das große Feld der Auseinandersetzung zwischen Juden und Deutschen um die Sinndeutung der Weltgeschichte. Wer recht behielt, war der Sieger. Und da hatten die Juden für ihn zweifellos die bessere Strategie. Sie hatten verstanden, daß es darum ging, die Reste des tra-

dierten christlichen Ordo zu liquidieren. Mit genialer Intuition hatten sie die Parolen der Zersetzung ausgegeben. Marx hat die Idee des Klassenkampfes lanciert, der keine gesellschaftliche Ordnung widerstehen kann. Freud mit seiner Psychoanalyse die Dignität der Seele, das Kernstück der christlichen Anthropologie, zerstört. Einstein mit seiner Relativitätstheorie das alte, anthropozentrische Weltbild endgültig aus den Angeln gehoben. Nichts vermochte dem standzuhalten. Am gefährlichsten aber war Disraeli mit seiner Theorie: die Geschichte sei ein Kampf der Rassen. »Ja, ja – die Rassentheorie stammt von Disraeli, damit du es weißt. Und sie will besagen, daß es ein Volk gibt, das allen anderen überlegen ist: die Juden. Es gibt nämlich nur eine Rasse, die jüdische. Blut und Geist sind da eins. Das kann ihnen keiner nachmachen!«

»Kennst du überhaupt Disraeli?« Keine Ahnung, kam im Geschichtsunterricht nicht vor! (Oder doch, »Berliner Kongreß«, aber da war er nur einer dieser Namen, mit denen sich keine Vorstellung verband.) »Du kennst also nicht einmal Disraeli, und und beschäftigst dich mit den Juden?«, und er war wieder richtig ungehalten.

Am Ende des Spaziergangs holte er wieder ein Buch hervor und drückte es mir in die Hand. »Da, lies das! Es ist ganz unerhört, daß ihr (jungen Leute) nicht wißt, wer Disraeli ist.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn du das gelesen hast, kannst du über die Juden mitreden.«

Ich konnte es nicht abwarten, in meinem Omnibus zu sitzen, um festzustellen, was das für ein Buch war. Eine Biographie, dachte ich mir, und freute mich schon. Es war ein Roman. *Tancred oder der neue Kreuzzug*, von Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield. Der Herr hat also Romane geschrieben! Meyers Konversationslexikon half mir auf die Sprünge.

Ich verschlang das Buch in einer Nacht. Es war eines meiner größten Leseerlebnisse. Alle Bücher, die Carl Schmitt mir gab, waren interessant, aber sie wurden doppelt, dreifach so interessant, weil er sie mir gab. Die Frage nach der Faszination von Carl Schmitt muß immer auch die Frage nach der eigenen Verführbarkeit implizieren.

Es fiel mir nicht schwer, in die Gestalt des jungen Lord Montacute zu schlüpfen, der in einer eigenen Yacht mit einem stattlichen Gefolge ins Heilige Land fährt, weil er hofft, dort, an dem Ort, wo die göttliche Offenbarung der Menschheit schon öfters den Weg gewiesen hatte, einen Fingerzeig dafür zu finden, welches die Sinnbestimmung seines Lebens in einer Zeit der großen Veränderungen sein könnte, in der alles Sinnempfinden vor die Hunde gegangen war.

Ich brauchte mich auch nicht extra in die schöne Eva zu verlieben, die Rose von Saron, denn ich liebte ja meine Ruth, und sie bedeutete mir damals genau das, was Eva für Tancred war: In ihr, in der Gestalt eines wunderbaren Mädchens, trat mir das Geheimnis des jüdischen Volkes entgegen. Sie sprach wohl nicht in so artig gesetzter Rede wie Eva von der welt- und heilsgeschichtlichen Bedeutung ihres Volkes. Aber in der enigmatischen Ausstrahlung ihres Wesens, in der Trauer und Stolz, Resignation und ein unauslösch-

bares Superioritätsgefühl sich mischten, wirkte sie in ihrem Schweigen auf mich nicht weniger stark.

Das war kein Roman, sondern ein Märchen, eine Mischung von *Tausendundeine Nacht*, einem Wildeschen Konversationsstück und Karl May, und wer es liest, macht, wie sein Held, selber einen Initiationsprozeß durch. Mehr als alles andere, was ich über die Judenfrage gelesen habe, hat mir dieses Buch eine Antwort auf die Frage gegeben, was es mit der weltgeschichtlichen Rolle dieses Volkes für eine Bewandnis hat. Oder war es gar nicht das, was ich in diesem Buche las, sondern das, was Carl Schmitt damals vor meinen Augen daraus machte?

Als ich ihm den *Tancred* zurückbrachte, fragte er sofort ungeduldig: »Hast du den Schlüsselsatz gefunden?« Nein. Ich hatte viele interessante Sätze gefunden. Darauf, daß man in jedem Buch *den* Schlüsselsatz finden muß, war ich damals noch nicht trainiert. Carl Schmitt schmunzelte. »Dann werde ich ihn dir sagen« – er machte eine Kunstpause, die meine Spannung natürlich erhöhte – *Christentum ist Judentum fürs Volk!* Er guckte an mir hoch, um zu sehen, ob ich auch richtig verstanden hätte. »Das ist ungeheuerlich! Dieser Hochmut! Dieses Überlegenheitsgefühl! Das mußst du dir mal vorstellen, was das heißt! Damit werden zweitausend Jahre abendländischer Geschichte auf den Kopf gestellt.« Er war offensichtlich empört, aber es war nicht zu verkennen, daß ihm diese kühne Behauptung imponierte.

Jetzt waren wir bei dem Kern der Sache! Es ging nämlich darum, ob das christliche Dogma von der Erbsünde und der Unerlösbarkeit des Menschen im Diesseits die für die Geschichte unumstößliche letzte Wahrheit sei – es Erlösung also nur im Jenseits in einem eschatologischen Horizont gab –, oder ob es vielmehr stimmte, daß die Menschheit sich progressiv auf ein fernes, zukünftiges, aber diesseitiges Friedensreich hinbewegt – auf das »Neue Jerusalem«. Eschatologie gegen Utopie. Das war schon das Thema der großen Polemik zwischen Mendelssohn und Hamann, dem Magus des Nordens.

Das »Friedensreich der Zukunft«, das war die große jüdische Idee, in deren Dienst alle Völker der Erde gezwungen werden sollten! Das war nicht der Heilsplan eines christlichen Erlösergottes, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, sondern der Weltherrschaftsanspruch einer superioren Rasse, einer allen anderen Völkern überlegenen Menschheitselite, die sich im Besitz eines höheren Herrschaftswissens befand. »Verstehst du, mein Junge?«

Wenn die Juden recht hatten, dann war das christliche Aon ein Irrtum. Ja, man mußte sich ernsthaft fragen, ob das Christentum nicht überhaupt von Anfang an ein von den Juden initiiertes und gesteuertes Betrugsmanöver war, das dem Endziel der Verdummung und Entmachtung der anderen Völker diene. In diesem Lichte gesehen waren englischer Deismus, deutsche Aufklärung und französisches Freidenkertum nur ebenso viele Verfahren der langsamen Durchsetzung dieses hybriden Weltherrschafts-Projektes. Ab 1789 schien es entschieden, daß die führenden Kulturvölker Europas die Frage nach dem Sinn der Geschichte öffentlich im Sinne des Judentums beantwortet hatten. Seitdem ging der Kampf darum, sie definitiv an ihren traditionellen Überzeugungen irre werden zu lassen. Die geistigen Waffen dieses

Kampfes waren Liberalismus und Rationalismus. Menschheit, Freiheit, Friede – das sind jüdische Worte.

Aber aufgepaßt Nikolaus! Das alles wäre nicht so schnell gegangen, hätte sich nicht eines ereignet: die Kombination des jüdischen Universalismus mit der englischen Herrschaft der Meere. Das war die ideale, »weltgeistgemäße« Symbiose. Jüdische Weltreich-Visionen und englische Weltmacht vereinigten sich zu einem unwiderstehlichen Menschheitsprojekt, dem sich niemand entziehen konnte. Das britische Empire, die Kaiserkrone von Indien, war die geniale Idee eines Juden. Damit konnte die Bismarcksche mitteleuropäisch-kleindeutsch-preußische Reichsgründung nicht konkurrieren. Was war der deutsche Kaiser gegen die Kaiserin von Indien! Was war das deutsche »Mit Gott für König und Vaterland« gegen den Fortschrittsglauben einer zivilisierten Menschheit! Bismarck wußte um diese Überlegenheit. Es half ihm nichts, gegen Humanitarismus, Pazifismus und Zivilisationsgläubigkeit mit seinen Sarkasmen anzukämpfen. »Der alte Jude hat recht«, pflegte er zu sagen. Dabei ist es geblieben. Er nannte ihn seinen Freund – eine Auszeichnung, die er niemandem sonst zugestand. Auch nicht »seinem« König.

Die Frage, die Carl Schmitt beschäftigte, war offensichtlich die: Wie hat der alte Jude das gemacht? Sie besitzen das Geheimnis über den Umgang mit dem Leviathan – sie verstehen ihn zu zähmen, und, wenn es soweit ist, zu sezieren. Ohne Gewalt. Durch Magie? Durch Zauberei? Durch die Macht des Geistes!

Nicht eine Theorie der Souveränität und des Souveräns, der Macht und des Machthabers würde das Geheimnis lösen, sondern die Aufdeckung der okkulten Praktiken, der Techniken der indirekten Herrschaft. Das Problem verlagerte sich von einer Definition der Souveränität zur Erforschung des »Vorhofes« der Macht, des Zuganges zum »Ohr« des Machthabers.

Damals hatte er sein Buch über den »Leviathan« schon veröffentlicht. Ich hatte es nicht gelesen. Ich weiß heute aber, wie man es lesen muß. Als einen melancholischen Abgesang auf den Glauben an den »Souveränen Staat«, in den das Zugeständnis einfließt, daß die Juden in Sachen Staat die Schlaweren gewesen sind. Mit richtigem Vergnügen erzählte er mir die Geschichte von dem Gott der Juden, der täglich mit dem Leviathan spielt, und den Juden, die ihn schließlich, in kleine Stücke geschnitten, auf einem ewig währenden Laubhüttenfest verspeisen. Das müßte ich wissen, wenn ich mich mit den Juden beschäftigte.

War das nun Antisemitismus? Wenn Carl Schmitt mich in dieser Art darüber aufzuklären versuchte, was es mit der Judenfrage auf sich hatte – ich sollte ja mein Referat vorbereiten –, so geschah es ganz unverhüllt aus der Überzeugung, daß, wenn man das 19. Jahrhundert als das Feld eines Kampfes um die geistige Suprematie in der Welt verstand, in dem es letztlich um die offene Frage nach der Nachfolge Gottes ging, diejenigen – wer auch immer für den Tod Gottes verantwortlich zu machen war –, die auf den *sterblichen* Gott gesetzt hatten, sich geirrt haben. Die jüdische Idee eines die ganze Erde und Menschheit umfassenden universalistischen Weltprinzips war, daran

konnte kein Zweifel sein, dem Übertritt in die globale Ära, die die englische Seenahme vorbereitet hatte, angemessener.

Der deutsche Staat war darum schon im Augenblick seines Entstehens ein Anachronismus. Der wilhelminische Traum von Reich und Seemacht kam hoffnungslos zu spät – von dem, was heute geschah, ganz zu schweigen. Was war ein Kaiser gegen eine Kaiserin, was war ein preußischer Junker gegen einen jüdischen Magier?

Welches auch immer seine Absicht gewesen sein mag – von der Faszination Carl Schmitts für Disraeli übertrug sich auf mich nicht der Affekt der Entrüstung, sondern die Komponente uneingeschränkter Bewunderung. Dieser Eindruck war so stark, daß ich mich mitunter des Verdachts nicht erwehren konnte, der geheimste Wunsch, der letzte Ehrgeiz meines peripatetischen Lehrmeisters sei kein anderer als der, selber Jude zu sein.

Disraelis Porträt hing über seinem Schreibtisch, wie das Photo Rommels über dem Kartentisch von Montgomery. Er hatte eine Zeitlang vielleicht geglaubt, ihn besiegen zu können. Er wußte jetzt, daß er der Besiegte war. Freund oder Feind? Immer wieder zitierte er: »Der Feind ist unsere eigene Frage als Gestalt«. Ich glaube, ich weiß heute, was er damit meinte.

KRITIK

POLITIK/GESCHICHTE. EINE KOLUMNE

Von Peter Graf Kielmansegg

Es scheint, als sei die Jahrhundertfrage, ob Demokratie und Kapitalismus oder Demokratie und Sozialismus zueinander gehören, durch die Geschichte beantwortet. Wenn wir uns darauf einigen, daß von Demokratie nur dort die Rede sein könne, wo die Bürger das Recht und die Möglichkeit haben, in regelmäßig wiederkehrenden allgemeinen, gleichen und freien Wahlen ihre Regierung einzusetzen und abzuberufen – vielleicht mehr, aber jedenfalls nicht weniger als dieses Recht und diese Möglichkeit; und daß Sozialismus öffentliches Eigentum an den Produktionsmitteln und staatliche Steuerung des ökonomischen Prozesses bedeute – wenn wir uns darauf einigen, dann gilt: Demokratie ist bisher nur in Verbindung mit Marktwirtschaft und pri-

vatem Eigentum an Produktionsmitteln aufgetreten. Eine sozialistische Demokratie hat es noch nicht gegeben.

Aber Fragen von der Art unserer Jahrhundertfrage erledigen sich durch solche Antworten nicht. Ist die Zukunft nicht offen? Kann nicht noch werden, was bisher nicht war? Das »Prinzip Hoffnung« läßt sich durch Lehren der Geschichte so leicht nicht außer Kraft setzen, in Sachen Sozialismus schon gar nicht. Zudem: Wir können uns eben nicht über den Begriff der Demokratie und den Begriff des Sozialismus verständigen. Zwar kann es unter logisch denkenden Menschen nicht zweifelhaft sein, daß, wer Demokratie und Sozialismus per definitionem gleichsetzt, wie es Anhänger des Sozialismus oft tun, die Frage nicht beantwortet,